Zimmer trat, schauderte er zurück und fragte: „Ist denn so viel Armut hier zu Hause?“ — Auf zerfetzten Bettstücken lag die Sterbende. Ihr wäre es lieber gewesen, hätte man ihr das viele Geld, die Wertpapiere und die zwei vier Stock hohen Häuser, die sie besaß, in das Grab mitgegeben. Ihr einziger Sohn Franz, der Universalerbe, bereitete seiner toten Mutter, da sie nimmer protestiren konnte, ein fürstliches Leichenbegräbnis. Sie, die arm gelebt, wurde reich begraben.

— [Der gute Sohn.] „Ich hatte zwei Söhne,“ erzählte ein alter Bauer und Viehhändler, „die jetzt leider alle Beide verstorben sind. Mein Aeltester war sein Leben lang ein Dummkopf, pflegte viel in Büchern zu studiren und konnte nicht einmal Gerste und Hafer unterscheiden. Bei jedem Pferdeverkauf, bei jedem Handel ließ er sich über's Ohr hauen. Nachdem er mir viel Geld gekostet, starb er in zwei Monaten an der Schwindsucht. Aber mein Jüngster,“ sagte der Alte schluchzend, „das war mein Stolz; er war sehr helle. Niemand wagte zuletzt mehr, sich mit ihm in ein Geschäft einzulassen. Endlich ward auch er krank; doch kurz vorher machte er noch einen Geniestreich, er versicherte sein Leben um zehntausend Mark, und dann, wahrscheinlich um mir die viele Medicin, die doch nichts hilft, und die Doktorrechnung zu sparen, fiel er von ungefähr, aus Versehen, vom Heuboden auf die Heugabel und spießte sich auf. Das war ein guter Sohn!“ Wörtlich so erzählt in einem Wirtshause bei Jauer im Schlesischen.

— [Ein Ehrezept] teilt der „Schalk“ wie folgt mit: „Man nehme einen jungen Herrn und eine junge Dame, der Erstere ist am besten roh, die Dame muß recht zart sein, bringe sie zusammen an die Mittagstafel, gieße langsam eine Flasche Rotwein hinzu, will man's ganz fein haben, auch eine Flasche Monopole. Will er nicht warm werden, nimmt man noch eine. Wenn er nun rot wird, setze man ihn in's Gesellschaftszimmer, im Winter an's Kaminfeuer neben die Dame, thue eine Handvoll grünen Thee dazu, etwa drei Tassen pro Person, und lasse sie leicht aufwallen. Ist es Sommer, so stelle man sie an die Luft, etwa an's Fenster, jedenfalls möglichst weit weg, bedecke die Dame mit Blumen, setze sie dann an's Klavier und rüttele sie tüchtig, bis sie singt. Hört man den Herrn dazu seufzen, so ist es sehr gut. Man nehme sie alsdann wieder weg, setze sie in eine Ecke an's Schachbrett und erhalte sie den Abend über in gelinder Wallung. Diese ganze Procedur wiederhole man nötigenfalls zwei- bis dreimal, wobei die Hauptsache ist, daß das Feuer gut unterhalten wird. Ist es zu stark, läuft alles über, ist es zu schwach, gerinnen sie oder werden zu Eis. Wie lange sie am Feuer sein müssen, richtet sich ganz nach Umständen. Thut man viel Münzen mit des Kaisers Bildnis hinein, wird es rascher gar, mit Banknoten garnirt, nimmt sich die Schüssel besonders gut aus. Essig darf nie dazu genommen werden, denn das Gericht wird ohnehin leicht sauer.“

— [Amerikanische Plaidoyers.] Man muß in den amerikanischen Gerichtshöfen mit eigenen Ohren gehört haben, mit welch fulminanter Beredtsamkeit die dortigen „Lawyers“ die Sache ihrer Klienten führen und sich keine Mühe verdrießen lassen, derselben auf den Grund zu gehen, d. h. einen lichten Punkt herauszufinden, um den sie geschickt ihre Verteidigung gruppieren und dann mit den schlagendsten Gründen der Logik die Anklage zerpflücken — um es begreiflich zu finden, daß die Geschworenen oft ein Verdikt fällen, das in striktem Gegensatz zum Buchstaben des Gesetzes steht. Doch der Leser möge selbst urteilen! Ein clevelander Advokat hatte kürzlich ein junges, des Diebstahls angeklagtes Mädchen zu verteidigen. Er schloß seine Ansprache an die Jury mit folgender, wahrhaft ttanenhafter Hyperbel: „Gentlemen! Sie mögen den Ozean auf einen Telegraphendraht hängen, daß er trocken wird, — Sie mögen einen Schneesturm mit einem Regenschirm aus seiner Richtung treiben, — Sie mögen über den Krater des Vesuvs eine Serviette feststecken und dadurch seinen Ausbruch verhindern, — Sie mögen selbst die Wolken mit einem Löffel vom Firmament herabholen, — an den Mond einen Zettel „zu vermieten“ anheften — aber auch nicht einen Augenblick lassen sie sich zu dem Irrtum verleiten, daß dieses junge Mädchen das Stück Seidenzeug wirklich gestohlen habe!“ Und die Jury bekannte ihre Unfähigkeit, an den Diebstahl zu glauben, durch ein freisprechendes Verdikt.

— [Die Opfer wilder Tiere und Schlangen in Britisch-Indien.] Einem in der Londoner „Amtszeitung“ veröffentlichten Ausweise zufolge wurden im britischen Indien während des Jahres 1882 im ganzen 22,125 Menschen durch wilde Tiere und Schlangen getötet gegen 21,427 in 1881 und zwar 895 durch Tiger, 278 durch Wölfe, 207 durch Leoparden, 359 durch Hyänen, 202 durch Alligatoren und 19,579 durch Schlangen. Im gleichen Zeitraum wurden auch 46,707 Stück Hornvieh das Opfer wilder Tiere und Schlangen gegen 44.669 in 1881. Die indische Regierung zahlt bekanntlich für jedes getötete schädliche Wild eine Belohnung. In 1882 wurden 18,591 wilde Tiere und 322,421 Schlangen erlegt und die dafür von der Regierung gezahlten Belohnungen beziffern sich insgesamt auf 141,653 oder 283,306 deutsche Reichsmark.

— Vier unheilvolle Dinge:
Das meiste Unheil auf der Welt, —
Das merke sich ein jeder, —
Bracht' uns die Liebe und das Geld,
Die Zunge und die Feder.

— Altklug, von Fr. Bodenstedt:
Sei nicht alt in jungen Jahren,
Blüh', so lang das Leben mait, —
Besser jung mit greisen Haaren,
Als so altklug vor der Zeit.
Junge Weisen, alte Thoren,
Vor der Zeit kann nichts gedeih'n —
Wenn der Most nicht ausgegohren,
Giebt es keinen guten Wein.

Knacknuß.

1	2	3	4	5
6	7	8	9	10
11	12	13	14	15
16	17	18	19	20
21	22	23	24	25

Die Zahlen sind so zu setzen, daß die Summe einer jeden Reihe wagerechter und senkrechter Richtung 65 gibt.

Auflösung des Rösselsprungs in vor. Nummer des Sonntagsblatts:
Es wird dem nie an Freunden fehlen,
Der würdig ist ein Freund zu sein.

№ 47. 1883.

Samstag, den 1. Dezbr.

Sonntagsblatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage des Lädenscheider Wochenblatts.

Verantwortlicher Redact. H. W. Crone

Druck u. Verlag von W. Crone jr.

Takt im Krankenzimmer.

Frau Leslie Stephens kleines Buch „Notes from Sick Rooms*) ist nicht etwa ein Leitfaden zur Erlernung der Krankenpflege; es enthält keine Auskunft über den Erwerb professioneller Kenntnisse, sondern soll nur ein Ratgeber für diejenigen pflegenden Frauen sein, welche trotz guter Schulung durch eigene Erfahrungen oder durch berufsmäßige Ausbildung, gern noch einige nützliche Anweisungen mit in den Kauf nehmen. Einer Inhaltsausgabe, welche wir in der „W. Z.“ finden, entnehmen wir folgendes: Die kenntnisreichste, gewandteste Pflegerin kann durch scheinbar unwichtige Taktlosigkeit großes Unheil anrichten. Das mahnende Wort in Schefers Laienbrevier „aus lauter kleinen Dingen besteht der Tag, alle Tage, besteht das Leben“, sollte vornehmlich von Pflegenden beherzigt werden. Spielt doch in jedem Krankenzimmer die sorgsame Beobachtung kleiner Dinge eine höchst wichtige Rolle. Das Freihalten des Bettes von Krumen, das Entfernen jeder Bettuchfalte, das richtige, den individuellen Gewohnheiten des Kranken abgemerkte Zurechtlegen der Kopfkissen, das Bereithalten eines zweiten Taschentuches für den Fall, daß das erste sich im Bett verlieren sollte und hundertartige ähnliche geringfügige Dienstleistungen sind im Stande, den Dornen einer Krankenexistenz einigermaßen die Spitze abzubrechen. Wohl zu beachten ist, daß im Krankenzimmer jede Geheimniskrämerei vom Uebel ist. Der Verdacht, über die Größe und die Tragweite seines Leidens im Unklaren gelassen zu sein, verursacht dem Kranken ein höchst peinliches Gefühl. Die Bemerkung, daß seine Umgebung die Köpfe zusammensteckt und miteinander flüstert, erhöht diese beunruhigende Empfindung. Aus diesem Grunde sollte es die Pflegerin möglichst vermeiden, den Arzt aus dem Zimmer zu begleiten und draußen vor der Thür ein leises, aber angelegentliches Gespräch zu führen. Ohne es zu wollen, veranlaßt sie dadurch ihren Patienten, sich den Umfang seines Uebels ins Ungeheuerliche auszumalen. Auf etwaige Fragen über die Ursache dieser oder jener Schmerzen ist es nicht ratsam zu antworten: „o, es ist nichts, es wird schon wieder gut werden, denke nur nicht daran.“ Weit besser wirkt in den meisten Fällen eine sehr kurze, schlichte, wahrheitsgemäße Angabe der Sachlage. Sie erstickt schädliches Mißtrauen und den Hang zu Grübeleien. Nimmt die Krankheit jedoch einen so bedenklichen Charakter an, daß eine unumwundene Mitteilung der Wahrheit den Kranken tief erschüttern würde, so darf man — nach Ansicht der Verfasserin — dennoch nicht zu dunkeln und unbestimmten Antworten seine Zuflucht nehmen. Man hat vielmehr die ernste Verpflichtung, sein Gewissen zu beschwichtigen und frank und frei zu lügen. Also ein offenes Gestehen der Wahrheit in ungefährlichen Fällen, ein völliges Verschweigen derselben aber in gefährlichen. Die Verfasserin hätte wohlgethan, hier noch die Bemerkung hinzuzufügen, daß eine Pflegende bei solcher Handlungsweise sich klar machen muß, daß sie niemals in späterer Zeit ihrem Patienten erzählen darf, wie sie ihn durch Umgehung der Wahrheit geschont habe. Eine solche Mitteilung untergräbt die Glaubwürdigkeit mehr als man denkt. Es ist höchst mißlich, zu erfahren, daß der Arzt und die Verwandten einem keinen reinen Wein eingeschenkt haben und man also in späteren ähnlichen Fällen auf eine ähnliche Behandlung rechnen kann.

Dem Krankenzimmer gebe man, so gut es gehen will, den Stempel des Behagens. Einige Wandbilder, welche angenehme Erinnerungen erwecken und gelegentlich die Gedanken leicht und angenehm beschäftigen, ein kleiner Tisch mit gut geordneten Blattpflanzen, ein Blumenstrauß mit nicht zu stark duftenden Blüten, beleben die Stube in richtiger Weise. Teppiche und dicke wollene Gardinen sind wegen des Staubes und als Verbreiter des Ansteckungsstoffes nicht gesund. Verdunkeln soll man das Zimmer nur, wenn der Arzt es für die Augen ausdrücklich verlangt; auf den Geist wirkt unter allen Fällen ungleich besser das Hereinströmen des Lichts und der Sonnenstrahlen, selbst wenn der Kranke anfangs wähnt, eine gedämpfte Beleuchtung sei ihm zuträglicher. Ueberhaupt muß es ihm Freude gewähren, sich in seinem Zimmer umzusehen, und kann er nicht draußen in freier Natur die Pracht des Frühlings und Sommers genießen, so sollte man ihm etwas von ihrer Poesie in seine Klause bringen. In New-York gibt es einen Verein für Blumenspenden an unbemittelte Kranke. Philiströse Menschen halten denselben für ein überflüssiges Unternehmen, und doch ist er es keineswegs. Das Beobachten des Wachsens und des Sichentaltens einer Topfblume ist eine angenehme Beschäftigung und bekanntlich gedeihen gerade in den niedrigen Zimmern der Armen Blumen oft sehr gut. Wer einen Kranken erfreut, ohne ihn aufzuregen, gibt ihm eine gute Medizin. Wirkt doch selbst in gesunden Tagen die Färbung unserer Gemütsstimmung belebend oder dämpfend auf unser körperliches Befinden ein, wie vielmehr also in kranken. Der Märchenkönig, der demjenigen die Hälfte seines Reiches versprach, der seine Tochter zum Lachen bringen könne, hat sicherlich auch an sich selbst erfahren, wie wohlthuend es für den Körper ist, einmal recht erfreut zu werden. Das Erweisen kleiner Aufmerksamkeiten ist weit heilkräftiger, als große Geschenke, die dem Kranken, falls er zartfühlend ist, das Gefühl der Notwendigkeit einer Gegenleistung geben und ihm seine Gebundenheit doppelt fühlbar machen.

Bei dem Besuch eines Arztes soll die Pflegende womöglich zugegen sein, falls sie nicht etwa weiß, daß

*) „Notes from Sick Room“ by Mrs. Leslie Stephen Smith, Edlre & Co. London 1883.

ihrem Patienten ein Aussprechen unter vier Augen erwünscht ist. Es ist oftmals dem Kranken sehr mühsam, sich über seinen Zustand klar zu äußern und nichts von dem, was eigentlich gesagt werden müßte, zu vergessen. Auch haben sonst wahrheitsgetreue Menschen gar häufig den Hang, dem Arzt etwas zu verheimlichen oder ihm ihr Befinden zu schlecht darzustellen. Haben sie die beruhigende Gewißheit, daß ihre Pflegerin ihre etwaige mangelhaften Angaben ergänzt, so arbeiten sie sich nicht in eine schädliche Nervosität hinein. Der Besuch des Arztes bringt, eben weil sein Ausspruch von so großer Wichtigkeit ist, ohnehin eine weit größere Aufregung für den Kranken, als man in der Regel annimmt. Man muß daher sich möglichst bemühen, die Wirkungen abzuschwächen.

Haushaltungssorgen, das Bestimmen des Speisezettels gehören nicht in ein Krankenzimmer hinein. Sich mit einem Kranken in ein Argumentiren darüber einzulassen, ob das von ihm Gefühlte wirklich oder eingebildet ist, hält die Verfasserin für vollkommen unrichtig. Eine weitläufige Erörterung steigert seine Nervosität, veranlaßt ihn, kleine Leiden und Befürchtungen zu verheimlichen und macht seine Lage noch unbehaglicher, als sie schon an und für sich ist. Ungleich zweckmäßiger ist der ernste Versuch, dem Patienten die gewünschte Linderung zu verschaffen. Sieht er das Bestreben, ihm zu helfen, so wird er sich von selbst und ohne lange Auseinandersetzungen beruhigen. Ein anhaltendes Kranksein schärft zudem oft die Sinne des Leidenden in so hohem Grade, daß sie einen Luftzug oder einen Geruch, den Gesunde nicht zu verspüren vermögen, als sehr lästig empfinden. Eine Pflegerin darf daher nicht von vornherein annehmen, daß ein Uebel nicht vorhanden sei, weil es ihr nicht bemerkbar ist. Sie muß sorgfältig prüfen, ob nicht vielleicht doch irgendwo ein Fenster nicht genügend geschlossen oder eine Gasröhre nicht dicht genug ist.

Sollte der Patient wohl noch stark genug sein, zuweilen allein gelassen zu werden, so muß er stets eine Klingel und alle die kleinen Gegenstände zur Hand haben, welche er möglicher Weise gebrauchen könnte. Eine Pflegerin soll niemals das Krankenzimmer eilig verlassen, sondern sich immer erst in Ruhe vergewissern, daß nichts fehlt und daß der Kranke alle seine Wünsche ausgesprochen hat. Der Geist pflegt sich in kranken Tagen nicht so gewandt auszudrücken wie sonst, und das Gefühl, daß jedes Wort mit einer gewissen Ungeduld erwartet wird vergrößert die Unfähigkeit der Mitteilung.

Sehr zweckmäßig ist es im Lauf des Tages alle einzelnen Vorgänge genau aufzuschreiben und dem Arzte somit einen schriftlichen Bericht über die Höhe der Temperatur, die Länge des Schlafes, den Appetit und die Stimmung des Kranken zu geben.

Die Pflegende soll in erster Reihe „gehorchen“ können. Je gebildeter sie ist, desto leichter wird es ihr werden, sich der Eigenart des Arztes anzupassen und seine Anordnungen auszuführen. Mit ihrer guten Zuversicht zu der ärztlichen Hülfe wird sie unwillkürlich den Kranken beeinflussen. Denn nirgends wirken die Stimmungen frohe wie trübe, so ansteckend wie in einem Krankenzimmer, daher sollten Frauen, welche ihren Gesichtsausdruck zu beherrschen nicht im Stande sind und ihre Sorgen und Befürchtungen in ihren Mienen wiederspiegeln, lieber keinen Versuch machen, die Ihrigen zu pflegen.

Chicago.

(Aus der Weser-Zeitung).

Wer einen Begriff von der Raschheit des Wachstums amerikanischer Städte und von dem energischen Pulsschlage des amerikanischen Geschäftslebens erhalten will, der gehe nach Chicago, gegenwärtig der dritten Stadt der Vereinigten Staaten an Bevölkerungszahl. Die Stadt hatte im Jahre 1843 nur 7000, 1850 erst 29,000, 1860 schon 110,000 und hat gegenwärtig 5—600,000 Einwohner, welche Zahl noch fortwährend rasch zunimmt. Sie verdankt dieses ungeheure Wachstum teils ihrer unvergleichlich günstigen Lage, teils der Thatkraft ihrer Geschäftsleute, worin sie die meisten andern amerikanischen Städte übertrifft; ein in New-York ansässiger Landsmann sagte sogar, daß selbst diese, ebenfalls zum guten Teil durch die besondere Energie ihrer Geschäftsleute emporgekommene und blühende „empire city“ an Großartigkeit und Lebhaftigkeit des Verkehrs hinter Chicago zurückstehe, ein Urteil, dessen Berechtigung wir nach unserm flüchtigen Besuch beider Städte freilich dahingestellt sein lassen müssen. Die Lage Chicagos ist eine überaus centrale zwischen dem Westen und Osten des ungeheuren Ländercomplexes der Union. Das ganze Eisenbahnsystem des Westens, das neuerdings durch die „Northern Pazific“ noch wesentlich vergrößert und vervollständigt worden ist, findet in Chicago seinen natürlichen Endpunkt und seinen Anschluß an die großen Seen oder richtiger Binnenmeere des Michigan, an dessen südwestlichem Ende Chicago liegt; des Erie, Superior, Ontario und Huron; durch diese Seen und die sich anschließenden Flüsse und Kanäle, und nicht minder durch ein weitverzweigtes Eisenbahnnetz hat Chicago andererseits die ausgiebigste Verbindung mit dem Osten und dem Atlantischen Ozean, insbesondere mit New-York. Weder St. Louis noch Cincinnati, die älteren und noch immer auf ihre jüngere Konkurrentin eifersüchtigen Rivalen Chicagos, können sich nur entfernt gleicher Vorteile rühmen und werden daher auch immer mehr überflügelt.

Aeußerlich bietet Chicago für den oberflächlichen Beschauer, der etwa an einem Sonntage durch die dann verödeten Straßen wandert, wenig bemerkenswertes. Die Straßen sind, wie in den meisten amerikanischen Städten, fast alle schnurgerade und breit und kreuzen einander im rechten Winkel, die Häuser in der eigentlichen Geschäftsstadt größtenteils breit und hoch, obgleich nicht so hoch, wie vielfach in New-York; es ist nämlich nicht erlaubt, höher als 5 Stockwerke zu bauen, und wenn dies auch manchmal umgangen wird, so werden doch Häuser von 9 bis 13 Stockwerken, wie man sie in New-York findet, dadurch verhindert. Die Wohnhäuser sind im ganzen weniger monoton gebaut als in New-York, man findet eine größere Mannigfaltigkeit des Stils und eine größere Zahl freundlicher Vorgärten und Villen, sowohl an Michigan Avenue, der alten vornehmen Straße Chicagos, als in dem jetzt die hauptsächlichste Wohnstadt bildenden nördlichen Stadtteile, der einen sehr freundlichen Eindruck macht.

Bekanntlich war Chicago früher, wie noch jetzt alle neuen Städte des Westens, fast ganz aus Holz gebaut und wurde durch den großen Brand von 1872, der 17,500 Häuser einäscherte, zum größten Teile zerstört, dann aber mit überraschender Schnelligkeit in Stein wieder aufgebaut; seitdem dürfen in einem bestimmten, ziemlich weit gegriffenen Umkreise nur massive Häuser gebaut werden, doch findet man teils in den weiter hinaus liegenden Stadtteilen, teils in den vom Brande verschont gebliebenen Straßen auch jetzt noch viele Holzhäuser. Zu derselben Zeit wurden die meisten Straßen und Häuser der Abwässerung wegen erheblich in die Höhe gebracht. Die Straßen sind noch in ziemlich schlechtem Zustande, doch scheint jetzt viel zur Verbesserung des Pflasters zu geschehen; die Trottoirs sind größtenteils aus Dielen hergestellt, was nicht schön, aber für die Fußgänger nicht unangenehm ist.

An Werkzeugen aber wird jeder sofort überrascht werden durch den ungeheuren, an London und New-York erinnernden Straßenverkehr mit den zahllosen Geschäftswagen, Pferdebahn- und Seilbahnwagen: diese letzteren werden mittelst eines unter der Straße liegenden endlosen Drahtseils, das durch eine stehende Dampfmaschine in Umlauf gesetzt wird, gezogen, gewöhnlich zwei oder drei hinter einander, so daß man einen kleinen Eisenbahnzug auf der Straße zu sehen glaubt. Die zahlreichen Ladengeschäfte haben einen ähnlichen Umfang und Charakter wie in New-York. Ich besichtigte einen „dry good store“, der aus einer ungeheuren Halle mit drei oder vier über einander befindlichen, ringsum laufenden Gallerien bestand, und in welchem in reichster Auswahl bei sehr eleganter Ausstattung des Lokals so ziemlich alles zu haben war, was man bei uns in Manufaktur-, Weißwaren-, Teppich- und Galanteriewarenläden zu kaufen und fertigen zu lassen pflegt. Von ähnlichem Umfange sind zahlreiche Kram-, Droguerie-, Eisen- und Kurzwarenläden und viele andere. Von Interesse ist neben dem Schiffsverkehr der den in den Michigansee mündenden Chicagofluß als Hafen benutzt, auch der großartige Marktverkehr in „market street“. Man muß sich dabei nicht einen Marktverkehr wie den unsrigen denken, vielmehr ist es ein sogenannter „wholesale market“; an der Straße wohnen die meisten „wholesale grocers“, d. h. Produktenhändler en gros; diese empfangen täglich aus der näheren und ferneren Umgegend den Bedarf der Stadt an Lebensmitteln, als Gemüse, Obst, Fleisch, Wild, Geflügel, Eier, Butter u. s. w. und stellen ihre Waren vor den Häusern auf dem breiten Trottoir zum Verkauf im großen aus, wo dann teils die Detailhändler („detail grocers“), teils größere Konsumenten ihre Einkäufe machen.

Die größten Sehenswürdigkeiten Chicagos sind ohne Zweifel die „stockh yards“ (Viehhöfe) und die damit in Verbindung stehenden Schlachthäuser, die wir auf Rückreise aus dem fernen Westen gründlich zu besichtigen Gelegenheit hatten, und die wohl einer besonderen Beschreibung wert sind. (Schluß folgt.)

Haus- und Landwirtschaft.

— [Gebratene Aepfel nach amerikanischer Art.] Diese sind eine wahre Delikatesse, die in Amerika bei Jung und Alt sehr beliebt ist. Man nimmt Aepfel von der saursten Sorte, schält sie und entfernt die Kernhäuser, ohne sie zu teilen. Dann füllt man die Kernhauslöcher mit gestoßenem Zucker, legt ein kleines Schnittchen Butter oben auf, stellt die Aepfel in eine Bratpfanne und bringt diese in eine heiße Bratröhre oder einen Backofen. Zuweilen ändert man auch das Verfahren etwas ab, indem man die Aepfel vierteilt und in einer mit Butter bestrichenen Pfanne brät, nachdem man sie mit Zucker bestreut hat; sie werden aber in dieser Weise nicht so gut.

— [Wasserdichte Stiefelwichse.] In den regnerischen Herbst- und Wintertagen ist ein wasserdichtes Schuhwerk nötig. Auf eine gestellte Anfrage machen wir das uns als erprobt mitgeteilte Rezept zur Bereitung einer wasserdichten Stiefelwichse nachstehend bekannt. 18 Teile Bienenwachs werden mit 1 Teil Borax geschmolzen und so lange verrührt, bis sich eine Art Gallerte bildet. In einem anderen Gefäße schmilzt man 6 Teile Spermaceti (Wallrat), fügt 5 Teile Asphaltlack zu, der vorher mit 66 Teilen Terpentinöl gemischt war, verrührt das Gemisch vollständig und giebt endlich die Masse zum Wachse. Als Farbe kommen hinzu: 5 Teile Weinrebkohle und 2 Teile Berlinerblau, die vorher mit etwas Masse angerieben wurden. Endlich wird mit 1 Teil Nitrabenzöl die Schmiere parfümiert und in Büchsen gefüllt. Eine kleine Menge dieser Wichse genügt bei der Anwendung; selbe wird mit einem Lappen verrieben und dann gebürstet. Einmaliges Schmieren in der Woche soll ausreichen.

Verschiedenes.

— [Zur Warnung für Hundeliebhaber.] Welche schlimmen Folgen es haben kann, wenn man sich von Hunden küßen läßt, darauf hinzuweisen, hatten wir schon mehrfach Veranlassung. Das „Berl. T.“ erzählt wieder ein Beispiel: Im Jüdischen Krankenhause befindet sich gegenwärtig ein Patient, ein in den dreißiger Jahren stehender Herr F., welcher in vergangener Woche von Dr. Israel einer gefährlichen Operation unterzogen wurde behufs Entfernung eines Echinococcus (Hundebandwurm) der Leber. Dabei ist eine Waschschüssel voll Echinococcus-Blasen entfernt worden. Trotz der Schwere des operativen Eingriffs befindet sich der Patient wohl, und es ist Aussicht vorhanden, daß derselbe durchkommen wird, zumal er bereits vor acht Jahren schon einmal dieselbe Operation überstanden hat, welche der damalige chirurgische Direktor des jüdischen Krankenhauses, Geheimer Rat v. Langenbeck, an ihm ausführte. Die Ursache dieser bedenklichen Erkrankung hat ihre direkte Erklärung durch das eigene Geständnis des Patienten gefunden, daß er in seiner Jugend gern mit einem Hunde gespielt und sich auch öfters von ihm küssen ließ.

— [Ein Jagdstückchen.] Bei Sobernheim a. d. Nahe postirte sich ein Jäger während eines Treibjagens auf Hasen an einer hohen Weinbergsmauer. Ein Hase, oben am Berge aufgejagt, nahm die Richtung in vollem Lauf nach dieser Stelle. Der Jäger, von den Treibern auf den Hasen aufmerksam gemacht, setzte sich nun in Positur, um ihm den Garaus zu machen, war aber durch die Mauer verhindert, den Hasen zu sehen, als plötzlich der letztere auf dem Mauerrand erschien und mit einem Satze dem untenstehenden Jäger auf die Flinte sprang. Von dort zur Erde und fort eilte der schlaue Lampe, dem erschrockenen Jäger das Nachsehen lassend.

— [Arm gelebt — reich begraben.] In der Votivkirche zu Wien fand die feierliche Einsegnung der siebzigjährigen mehrfachen Hauseigentümerin und Fragnerin Elisabeth Becher vom Schwarzspanierhause statt. Ein Trauerportier stand unter dem Hausthor. Reich gallonirte Diener trugen den Metallsarg unter Vortritt von fünf Priestern und des Prälaten Dr. Marschall zur Votivkirche, Sänger brachten ein letztes Lied dar, und dann wurde die Verstorbene im sechsspännigen Gala-Glaswagen, der Sarg reich mit Blumenkränzen bedeckt, in pomphaftester Weise auf den Central-Friedhof zur Bestattung überführt. In ihrem Leben hätte die Verstorbene nie daran gedacht, so viel Geld für eine Leiche zu opfern. Mehr als sparsam, trug das immens reiche Weib z. B. nie Strümpfe, und doch hatte sie zu Dutzenden ganz ungebrauchte neue im Kasten aufgespeichert, ebenso Leib- und Bettwäsche, sie ging zerfetzt, einer Bettlerin gleich, einher, und ihr einziger Sohn Franz, der das Geschäft zuletzt führte, war nie im Stande, seine Mutter von ihren Harpagon-Gewohnheiten abzubringen. Als der Priester mit dem Sterbesakramente in das schon seit langer Zeit nicht gelüftete